



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichtsphilosophische Gedanken. 6

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nachtrag. Während der Drucklegung dieser Zeilen hat in der Sitzung des Reichstags vom 13. März 1891 nochmals eine Debatte über das Verbot der Einfuhr des amerikanischen Schweinefleisches stattgefunden, aus der wir folgendes ergänzend nachtragen. In endlicher Anerkennung der Thatsache, daß die heimischen Fleischprodukte in gesundheitlicher Beziehung zu den größten Bedenken Veranlassung geben, hat die amerikanische Regierung schon im Jahre 1890 ein Gesetz über die Fleischschau erlassen, das jedoch sogar in Amerika selbst als ungenügend bezeichnet worden ist. Darnach war weder eine mikroskopische noch überhaupt eine thatsächlich obligatorische Untersuchung vorgeschrieben, sondern beides lediglich in das Belieben der Exporteure gestellt worden. Daher hat man denn das Gesetz in so fern zu verbessern gesucht, als das von den gesund befundenen Tieren herrührende Fleisch mit besondern Kennzeichen versehen werden soll; wie jedoch und in welchem Umfange, vor allem aber mit welcher thatsächlichen Wirkung dieses verbesserte Gesetz angewandt worden ist oder werden soll, darüber fehlen bis jetzt alle Nachweise, so daß die nun einmal von Seiten Amerikas selbst zugestandene Trichinengefahr nach wie vor als fortbestehend angesehen werden muß. Und diese Gefahr kann auch dadurch nicht als ohne weiteres beseitigt angesehen werden, daß man in unsern Einfuhrhäfen eine Trichinenschau einrichten will, denn auch diese wird bei der Schwierigkeit ihrer Ausübung wegen der kolossalen Geschäftslast bei wirklich flottgehender Einfuhr niemals vollständig zuverlässig werden. In dieser Richtung bietet die erwähnte Denkschrift der belgischen Regierung ebenfalls die beachtenswertesten Mahnungen zur Vorsicht dar, und es muß unsern Behörden zum hohen Verdienst angerechnet werden, daß sie zwar der Aufhebung des gedachten Verbotes durchaus nicht schlechterdings verneinend gegenüberstehn, anderseits aber doch auch zugleich die Gesundheit von Millionen wachsam im Auge behalten.



## Geschichtsphilosophische Gedanken

### 6



aß jeder Mensch, jedes Volk, jedes Zeitalter Aufgaben zu lösen finde, ist der Zweck aller geschichtlichen Veränderungen. Daher dürfen die drei großen Fragen des Menschengeschlechts, die metaphysische, die religiös-kirchliche, die politisch-soziale, niemals gelöst werden, denn die Arbeit an ihrer Lösung bildet eben den Inhalt der Geschichte. „Nachdem zu Hegels Zeit die vernünftige Monarchie erreicht (worden?) ist, also der Geist sich selbst gefunden hat, hat die Geschichte kein Ziel

mehr, sie müßte ewig stillstehen. Schon dieses allein beweist, daß die Hegelsche Bewegung ein metaphysischer Zauberkreis ist, der in sich selbst zurückkehrt.“<sup>\*)</sup> Nicht so sehr um die Lösung handelt es sich dabei, als vielmehr um die Arbeit. Nicht die Herbeiführung eines endgiltigen Zustandes, etwa des tausendjährigen Reiches, ist der Zweck aller Bildungen und Zerfetzungen, Kämpfe und Verträge, sondern gerade umgekehrt eine fortwährende Gleichgewichtsstörung, die zu immer wechselnder Thätigkeit zwingt und so der Menschenatur Gelegenheit giebt, alles zu offenbaren, was an Kräften und Anlagen in ihr schlummert. Darum muß jede Einzelloösung neue Fragen und Schwierigkeiten gebären. Nur so kann jedem einzelnen Menschen jedes Zeitalters das Arbeitsfeld gesichert werden, auf dem er seine Persönlichkeit zu vollenden und für seine jenseitige Bestimmung fertig zu machen vermag. „Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume,“ überschreibt Herder das fünfte Kapitel des fünften Buches seiner „Ideen,“ und auch Locke nennt die Lebensaufgabe des Menschen eine Übungsaufgabe. Durch die Verlegung des höchsten Lebenszieles ins Jenseits wird der Widerspruch gelöst, daß die Sittlichkeit auf das leibliche Gedeihen des Menschengeschlechts abzielt und doch dem Einzelnen sehr häufig gebietet, seine eigne leibliche Wohlfahrt zu opfern; was er augenblicklich im Dienste der Gesamtheit einbüßt, dafür hofft er im Jenseits entschädigt zu werden. Dagegen hat die heute beliebte Redensart keinen Sinn, es sei der Natur nicht um das „Individuum,“ sondern nur um die Gattung zu thun, darum opfere sie erbarmungslos das Leben und Wohl der Einzelwesen. Die Gattung ist doch nur in den Einzelwesen vorhanden; und wenn wir die Arttypen zu den ewigen göttlichen Ideen (Musterbildern) rechnen, so meinen wir damit eben, daß es ihre Bestimmung sei, in möglichst vielen und möglichst gelungenen Exemplaren ausgeprägt zu werden.

Also der wissenschaftlich längst überwundene Katechismus ist es, den man uns hier unter dem hochtönenden Namen einer Geschichtsphilosophie aufs neue zu empfehlen wagt? wird der aufgeklärte Leser unwillig ausrufen, wenn er die Geduld gehabt haben sollte, bis an diese Stelle zu lesen. Doch nicht so ganz Katechismus. Im christlichen Katechismus spricht sich die Auffassung

<sup>\*)</sup> Dr. P. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann, ein kritischer Versuch (Leipzig, Reisland, 1890), S. 20. Die Schrift ist uns zur Besprechung übersandt worden. Wir entledigen uns dieses Auftrages beiläufig an dieser Stelle, indem wir sie als einen scharfsinnigen und gehaltvollen Beitrag zur Geschichtsphilosophie wie zur Kritik Hegels empfehlen; der Verfasser zeigt sehr gut, wie wenig mit Hegelschen Formeln den geschichtlichen Thatfachen gegenüber auszurichten ist. Der Schluß lautet: „So lagern über wichtigen Gebieten des deutschen Geisteslebens noch die metaphysischen Nebel. Diese[iben] nur an einer Stelle ein wenig durch das Licht der modernen Erkenntnis durchbrechen zu helfen, ist die Aufgabe dieser Schrift.“ Mit dem in unsern Betrachtungen dargestellten Gedankenkreise berührt sich der von Barths Schrift fast gar nicht.

und Stimmung der Urchristen aus, die das jenseitige Ziel unmittelbar bevorstehend wähten und es kaum der Mühe wert erachteten, sich noch mit den diesseitigen Dingen zu befassen. Schon Paulus jedoch machte die Erfahrung, daß es hienieden auch für die Christen, und gerade für die Christen, noch vielerlei zu thun gebe; in seinen Briefen schwebt nicht die reine christliche Idee friedlich einher, sondern tobt der Kampf um ihre Verwirklichung in einer widerstrebenden Welt, daher sie im Gegensatz zu der göttlichen, beinahe heitern Ruhe der Evangelien voll unruhiger Bewegung sind. In den Zeiten der Christenverfolgungen, dann der Völkerwanderung, wo die römische Kirche erstarkte, blieb der Blick der Frommen aufs Jenseits gerichtet, weil das Diesseits in dem ersten dieser beiden Zeitabschnitte den Christen feindlich, im zweiten aber in der Auflösung begriffen und wertlos erschien; wurde doch jede Neubildung, nachdem sie kaum mit vieler Mühe über ihre ersten Anfänge hinausgebracht war, sofort durch einen neuen Sturm wieder über den Haufen geworfen. So lebte man, Nothhütten für den Augenblick errichtend, in Erwartung des nahen Weltendes bis zum Jahre 1000; und nun erst, nachdem diese Erwartung getäuscht worden war, und bei der mittlerweile errungnen größern Daseinsicherheit die Beschäftigung mit den irdischen Dingen der Mühe zu lohnen schien, richtete man sich häuslich ein auf Erden und begann mit der Erbauung gewaltiger Kathedralen. Der wachsende Reichtum reizte mehr und mehr die Genußsucht, und als im fünfzehnten Jahrhundert das alte heitere Heidentum wieder auflebte, während sich gleichzeitig die Schätze des Orients, bald auch die der neuen Welt über Europa ergossen, da kannte die Weltfreude keine Grenzen mehr; heidnische Ausschweifung, weltliche Kunst, wissenschaftliche Forschung, wetteifernde Gewerbe, kaufmännische Spekulation und asketische Weltflucht spielten in einander; an eine innere Vermittlung der unvereinbar scheinenden Gegensätze wurde kaum gedacht, und nicht wenige taumelten in abwechselnden Ausschweifungen und Bußübungen zwischen beiden hin und her.

Daß es ein bedenkliches und nicht selten gefährliches Unternehmen sei, an seiner Seele zu ihrer Bervollkommnung unmittelbar herumzuarbeiten, wie das heute wiederum sehr eifrig in der katholischen Kirche betrieben wird, nachdem die Jesuiten durch ihre *exercitia spiritualia* Methode in die Sache gebracht haben, daß vielmehr das Heil in der treuen Erfüllung der weltlichen Pflichten zu suchen sei, wie sie der Tag mit sich bringt, das war keine neue Entdeckung Luthers; aber dieser Ansicht zuerst bei den protestantischen Völkern allgemeine Geltung verschafft zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der Reformatoren. Sie hat seitdem auch bei den katholischen allgemein Eingang gefunden und sozusagen ein Medium geschaffen für eine gemeinsame Wirksamkeit der Konfessionen und der Konfessionslosen. Der moderne Mensch greift die Dinge herzhast an auf dem Flecke, wohin ihn Gott gestellt hat, glaubt eben dadurch

Gott zu dienen und das Heil seiner Seele zu wirken, wenn er sich vielleicht auch daneben noch der Sicherheit wegen hie und da einem katholischen, lutherischen, methodistischen oder freimaurerischen exercitium spirituale unterwirft, und macht sich wenig Kopfzerbrechens darüber, wie es im Jenseits ausfieht, oder was ihm seine Lebensarbeit dort eintragen wird. Gleichzeitig mit der Reformation trat der Gegensatz der neuen Nationen Europas, die damals eben erst fertig geworden waren, schärfer hervor; der gemeinsamen Mutter, in deren Schoße die europäische Völkerfamilie bis dahin gelebt hatte, stellten sich die ausgereiften Söhne ebenso feindlich gegenüber wie einander gegenseitig. Aber nachdem sie in dreihundertjährigen blutigen Kämpfen jedes seine Selbständigkeit behauptet haben, beginnen sie sich gegenseitig zu schätzen. Man forscht nach, wie des Einzelnen Leben mit dem seines Volkes verkettet ist und von ihm abhängt, und welche Aufgaben die verschiedenen Volksgeister im Dienste der ganzen Menschheit zu erfüllen haben.

Die streng christliche Geschichtsphilosophie eines Augustinus ist nicht die unsre. Obwohl es in seiner Zeit kein Problem gab, an dessen Lösung er sich nicht versucht, keine Lebenserscheinung, die er nicht sinnend betrachtet und der er nicht neue überraschende Ansichten abgewonnen hätte, stand diese Universalität des Wissens doch eigentlich im Widerspruch mit seinem Grundgedanken, daß die Welt mit ihrer Herrlichkeit nichts sei als die Feindin des Reiches Gottes, und ihre Eitelkeiten teils der Aufmerksamkeit des Christen unwert, teils ihm gefährlich seien. Die Geschichte ist ihm der Kampf zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt, oder abstrakt gefaßt, zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen. Das ist nun nicht allein eine recht einseitige Auffassung, die den ungeheuern Reichtum an sonstigen Weltbegebenheiten, die sich nicht in diese Formel zwingen lassen, ignoriert, sondern sie ist auch unrichtig. Das sittlich Böse kann nur einem weltfremden, unerfahrenen Gemüte — auch der große Augustinus kannte doch nur ein recht kleines Stück Welt — als eine für sich bestehende weltgeschichtliche Macht erscheinen. Als eingefleischte Teufelei, als böshafte Zerstörungswut kommt es doch nur vereinzelt vor; es beschäftigt den Strafrichter, nimmt auch zeitweilig die Gestalt einer Volkspest an, aber wenn wir von der französischen Revolution absehen, die stellenweise einen beinahe diabolischen Charakter trug, wüßte ich keinen Fall, wo es in die Weltgeschichte eingegriffen hätte. Sa Augustinus selbst, der vom Manichäismus her zum Christentum kam und daher später der entschiedenste Gegner des Pelagius wurde, hat sich in der ersten Zeit nach seiner Bekehrung große Mühe gegeben, den Glauben an ein wesenhaftes Böse zu zerstören; er beschreibt das Böse als Mangel, Schwäche und Irrtum und bemerkt u. a., kein Mensch wolle das Böse als solches, sondern er begehe schlechte Handlungen nur als Mittel zur Erreichung von Zwecken, die ihm irgend eine Leidenschaft als Güter vor-  
spiegele. Die Fälle, wo sittlich verwerfliche Handlungen aus der Unzuläng-

lichkeit der Willenskraft bei übermäßig schweren Anforderungen der Gesellschaft oder aus unlöslichen Gewissenskonflikten entspringen, sind so häufig, daß man die Weltgeschichte mit größerem Recht als einen beständigen Kampf der Vernunft gegen die Unvernunft menschlicher Einrichtungen bezeichnen könnte; doch würde auch das sehr einseitig sein. Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß das sittlich Gute ohne seinen Gegensatz weder begriffen noch geübt werden könnte, und wo bliebe in einem sündlosen Dasein die Komik? Ohne Sünde oder wenigstens ohne einen Beisatz von Sünde kommt sie kaum jemals vor. Entweder liegt der Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Idee, über den wir lachen, selber auf dem sittlichen Gebiete, ist also an sich sündhaft, oder unsre Heiterkeit ist es, indem wir über ein Gebrechen, einen Unfall lachen, den wir eigentlich zu beklagen verpflichtet wären, oder wohl gar über ein Gutes, dem seine Verkörperung mißlingt. Der Frömmigkeit z. B. gelingt es nur selten, erhaben oder liebenswürdig zu erscheinen und von ihrer Echtheit zu überzeugen; meistens erregt sie die Spottlust, sobald sie sich zeigt, und wenn eine geschlossene Gesellschaft von Frommen, eine Sekte oder ein religiöser Orden das Lachen aus ihrer Mitte gänzlich verbannt hat, so ertönt dafür desto kräftiger das Lachen, das sie bei den Draußenstehenden erregt. Ein gesunder Geist aber kann nicht ohne Grauen an die Däe und Mattigkeit denken, der die Welt verfallen müßte, wenn sie sich das Lachen abgewöhnt hätte. Das Christentum nun enthält schlechterdings nichts Lächerliches; im ganzen Neuen Testament kommt nicht eine einzige Stelle vor, die Anlaß zum Gelächter gäbe; der bloße Gedanke daran erscheint uns sakrilegisch. Schon darum kann das Christentum nicht die einzige, alle Geister und Lebensverhältnisse allein erfüllende, alle andern Elemente verdrängende Macht sein; es ist vielmehr nur das unentbehrliche Salz der Erde, das die Menschheit vor Fäulnis bewahrt. Und so kommt es denn, daß diese Menschheit immer wieder in jenen Zwiespalt zurückfällt, den die Reformation aufgehoben zu haben glaubte, daß sich von dem sündhaften, bald lächerlichen, bald schrecklichen, bald wenigstens profanen und ungeheiligten Alltagstreiben die Stunden religiöser Erhebung als feierliche und seltne Ereignisse absondern.

Die profane Geschichtsphilosophie mißverstehet gewöhnlich den Begriff des Fortschritts. Sie glaubt, es müsse sich jederzeit aus einem Unvollkommeneren ein Vollkommeneres erheben, und sobald dieses erschienen sei, habe jenes zu verschwinden. Dieser Fortschrittsbegriff beherrscht die Gemüter ganz besonders in Zeiten, wo sich eine neue Idee Bahn brechen will. Die Anhänger jeder neuen Idee pflegen zuversichtlich zu erwarten, daß es ihnen gelingen werde, alle alten „Irrtümer“ auszuwotten. Nach einiger Zeit bemerken sie dann, daß die alten „Irrtümer“ gerade noch so lustig fortwuchern wie zuvor, und daß am Ende die Welt nur um eine neue Sekte bereichert worden ist. Wohl uns, daß sich die Sache so verhält! Der Fortschritt in jenem Sinne, wie seine

Anhänger durchschnittlich einmal in jedem Jahrzehnt an ihm verzweifeln, würde die Welt stetig verengen, während der wahre Fortschritt sie stetig erweitert und bereichert. Er sieht in der Menschheit ungefähr ebenso aus wie in der Natur. Nehmen wir an, daß sich die höhern Pflanzen und Tiere auf dem von Darwin beschriebnen Wege aus den niedern entwickelt hätten, so sind doch diese nicht verschwunden, nachdem jene fertig waren, sondern sie leben weiter und bedecken die Oberfläche der Erde mit einer bunten Mannigfaltigkeit von Gestalten. (Ob die untergegangnen Pflanzen- und Tiergeschlechter die Stammeltern der jetzt lebenden gewesen sind, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gehörten sie einer von der gegenwärtigen ganz verschiednen Lebensperiode unsers Planeten an, in der der Mensch noch nicht möglich war.) Und stirbt die eine oder die andre Tierart aus, oder wird sie vom Menschen ausgerottet, so spalten sich dafür die fortbestehenden Gattungen in immer zahlreichere Spielarten. Ebenso wird auch die Menschenwelt immer mannigfaltiger. Der wachsende Reichtum an Gedanken, Kenntnissen, Hilfsmitteln, Wechselbeziehungen erzeugt das Bedürfnis neuer Einrichtungen, daneben aber bleiben die alten Ansichten, Lebensweisen und Zustände, denen die alten Einrichtungen genügen, bestehen. Noch hat der Elektrotechniker den Hirten nicht verdrängt, der sein Gewerbe nicht viel anders betreibt als vormals die Knechte der Erzbäter, und keine noch so konstitutionelle Verfassung kann es ändern, daß Knechte nötig sind, und daß sich immer wieder „Staatsbürger“ finden, die, zum Dienen geboren, sich vortrefflich für Knechtsdienste eignen. In jedes Geschlecht treten außerdem neue originale Geister ein, die für ihre Ideen Anhänger gewinnen, ohne daß sich dadurch die Anhänger des Alten in ihrem Glauben, ihren Anhänglichkeiten und Lebensgewohnheiten stören ließen.

Die Erwartung der Christenheit, daß die Fülle der Heiden und darnach auch die Judenschaft in die Kirche eingehen werde, hat sich nicht erfüllt; im siebenten Jahrhundert verlor sogar die Kirche den ganzen Orient, der sich in ihrem Schoße nie recht heimisch gefühlt hatte, an den Islam, und seitdem hat ihr Besitzstand keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. (Die amerikanischen Christen sind ja nur Nachkommen ausgewanderter Europäer.) Die Stiftung Muhammeds war aus zwei Ursachen notwendig. Erstens vermag sich die orientalische Welt weder in die Anerkennung der persönlichen Freiheit jedes einzelnen Menschen noch in das christliche Eherecht zu finden. Zweitens mußten die vom Christentume grundsätzlich aufgehobnen Speisegesetze der semitischen Welt wenigstens mit Beziehung auf die Getränke wieder hergestellt werden, wenn die Völker des Orients nicht bei näherer Berührung mit den unternehmungs- und erwerbslustigen Nordeuropäern durch den Alkohol ausgerottet werden sollten. Aber der schwärmerische Hochmut der Anhänger des Propheten wurde noch empfindlicher gedemütigt als der Glaubenseifer des Christen; anstatt an die Unterjochung der Welt und die Ausrottung der Un-

gläubigen zu denken, würden sie heute schon froh sein, wenn sie das im ersten Feuer zusammeneroberte Gebiet zu behaupten vermöchten.

Ähnlich ist es dem Protestantismus ergangen. Der Gedanke einer Erneuerung der ganzen Kirche mußte schon in den ersten Jahrzehnten aufgegeben werden. Der gewaltige Geisterkampf der Jahre 1517—1520, der den Völkern völlige Freiheit des individuellen Lebens und Strebens zu verheißen schien, schrumpfte zusammen zu einem widerlichen Gezänk der Fürsten um das jus reformandi, d. h. um das Recht, die Gewissen ihrer Unterthanen im Interesse des Staates zu beherrschen, und zu einem nicht minder widerlichen Gezänk um einzelne Dogmen; der Besitzstand der großen christlichen Konfessionen aber, die sich damals von einander absonderten, hat sich seit dreihundert Jahren nicht wesentlich geändert; was der Protestantismus seitdem gewonnen hat, das verdankt er nicht der Macht des befehrenden Wortes, sondern der größern Fruchtbarkeit der germanischen und der angelsächsischen Rasse.

Zur Entschädigung für diese Enttäuschung kann er das Schauspiel genießen, wie die Philosophien, die ihn in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts zu verschlingen dachten, einander gegenseitig aufzehren. Die „Selbstersezung des Christentums“ ist eine Illusion des Mannes, der sich vergebens bemüht hat, seinen Zeitgenossen die Genüsse, denen sie nachjagen, als Illusionen zu vereiteln. Was sich selbst zersetzt hat, das ist die spekulative Dogmatik und die Bibelkritik, aber das Christentum ist sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Form heute noch so lebendig wie je. Wenn die protestantischen Staatskirchen beinahe allen Einfluß auf das Volk eingebüßt haben und dieses die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse bei den Sekten sucht, so ist daran weder die orthodoxe noch die liberale Theologie schuld, sondern so manches andre, wovon wir später einmal zu sprechen gedenken. Es ist richtig, daß sich nicht allein die Mehrzahl der Gebildeten, sondern auch ein Teil des Volkes vom Christentum abgewandt hat, aber das ist durchaus keine neue Erscheinung; im Mittelalter herrschten oft weithin Gleichgiltigkeit und Haß gegen die Kirche, und auch Luther war von dem Treiben sehr vieler seiner Anhänger ganz und gar nicht erbaut. Lebhaftes religiöses Bedürfnis findet sich in allen Zeitaltern nur bei einer Minderzahl; die Mehrzahl ist weltlich gesinnt und macht je nach Umständen das Kirchenwesen äußerlich mit oder wendet sich geradezu von ihm ab. Hegel, Schopenhauer, die Materialisten, die Darwinianer, die nach einander den allein wahren Glauben oder die zur Verdrängung des Glaubens berufene Erkenntnis gefunden zu haben sich einbildeten, gehören allesamt schon der Geschichte an. Sedes dieser Systeme ist das Glaubensbekenntnis eines Kirchleins geworden, das neben den alten Kirchen eine sehr bescheidne Rolle spielt. Solche Herren, die sich für verpflichtet erachten, die Religion der Zukunft zusammenzubrauen, verwechseln ihr und ihrer verhältnismäßig nicht sehr zahlreichen Gesinnungsgenossen Bedürfnis mit dem des Volkes; dieses

ist mit dem alten christlichen Glauben in einer oder der andern der hergebrachten Formen vollkommen zufrieden; und bei denen, die überhaupt von Religion nichts wissen wollen, verdienen sich die Religions- und Kirchengründer erst recht keinen Dank. Dagegen entspricht jedes neue philosophische System immerhin einem Bedürfnis, wenn auch nur weniger Schüler des Meisters, die darin Ersatz finden für den verlorenen Kirchenglauben.

Bis heute ist keine einzige der alten Religionen untergegangen. Von der griechischen bestehen beide Elemente gesondert fort: der Kultus von Schutzgöttern, die als höhere und vollkommnere Menschen gedacht werden, in der Heiligenverehrung der griechischen und der römisch-katholischen Kirche, der Schönheits- und Ideenkultus in den humanistischen Kreisen aller europäischen Völker. Der altrömische Götterdienst war nur ein zu Staatszwecken geordnetes Zeremonienwesen und ist als Religion nicht zu rechnen.

An den Religionen wenigstens bewährt sich also das berühmte Gesetz Hegels nicht, wonach jedes „Prinzip“ seinen Gegensatz in sich trägt, der es in dem Augenblicke auflöst und überwältigt, wo es triumphirt. Vielmehr wird das Gebiet der alten Religionen durch neu entstehende eingeschränkt, ohne daß sie selbst sich auflösen. Auch ist es nicht immer gerade ihr Gegensatz, der die neue religiöse Idee hervortreibt, sondern ein Bedürfnis, das sie nicht zu befriedigen vermögen, entweder ein neu entstandenes, wie das der nordischen Völker Europas, deren durch den Humanismus aufgeklärte Verständigkeit an dem teilweise in kindisches Zeremonienwesen ausgearteten Kultus kein Genüge mehr fand, und deren Ehrlichkeit an dem Widerspruch zwischen der kirchlichen Sittenlehre und den wirklichen Sitten Anstoß nahm, teils ein altes, das vorübergehend zurückgedrängt worden war, wie das der Semiten, die von dem ihnen nicht zusagenden Christentume zur Lehre Muhammeds abfielen, die nur ein verschlechtertes Judentum ist. Eben diese Verschlechterung verschaffte ihr eine Ausbreitung, deren sich das Judentum niemals erfreut hatte; die erhabne Sprache des Jesaja ist keine Speise für die Masse. Für diese paßt ein so einfältiges Buch von niedrer Gefinnung wie der Koran weit besser; haben sich doch auch die Juden später im Talmud ein Religionsbuch geschaffen, das dem Denken und Empfinden gewöhnlicher Menschen mehr zusagt.

Gleich den Religionen führen die Völker ein zähes Leben. Verschwunden ist von den größern noch keines, wenn auch in Europa der Charakter einiger durch starke Beimischung fremden Blutes verändert worden ist. Am auffälligsten ist die Veränderung bei den Bewohnern Mittelitaliens; das harte Metall des alten Römertums ist weich und biegsam geworden, und nur die altrömische Staatskunst lebt noch im Vatikan fort. Wie unausrottbar das keltische Element in den Franzosen wurzelt, und wie es aller reichen und reifen Erfahrung, aller Verständigkeit und mühsam erworbenen Selbstbeherrschung zum Trotz immer wieder durchschlägt, hat die Welt zu ihrer Erheiterung erst kürzlich wieder erlebt.

Die Iren mit einem dreihundertjährigen Ausrottungssystem aus Irland zu verdrängen, ist den Engländern zum Teil, die Lustigkeit des Völkchens durch Glend zu vernichten, gar nicht gelungen. (Ich sage die Lustigkeit, nicht die Niederlichkeit, weil diese ihnen erst künstlich angezüchtet worden ist. Zu einer Zeit, wo ihnen die Erwerbung und das Behaupten von Eigentum schon schwer gemacht wurde, im Jahre 1589, stellt ihnen ein englischer Unternehmer noch das Zeugnis aus, daß sie fleißig und wirtschaftlich seien.) Und wie viel machen dem österreichischen Großstaate jene kleinen Völkerreste zu schaffen, von denen man bis in die Mitte unsers Jahrhunderts glaubte, der mächtige deutsche Stamm habe sie längst aufgefogen und verdaut!

Weit geringere Lebenskraft haben, als mehr künstliche und zufällige Bildungen, die Staaten. Doch vollziehen sich ihre Wandlungen nicht nach einem Schema, aus dem das Hinstreben nach einem bestimmten Ziele zu erkennen wäre, was der Fall sein würde, wenn die Staaten alle ganz klein begonnen hätten, und in allmählicher Vergrößerung auf die Weltmonarchie lossteuerten, oder wenn sich alle absoluten Monarchien mit der Zeit in demokratische Republiken verwandelten. Vielmehr lösen diese Formen einander in stetem Wechsel ab. Am Euphrat gründeten Eroberer eine Reihe von Reichen, von denen jedes nach nicht allzu langem Bestande wieder zerfiel. Sie wurden alle von dem Perserreiche verschlungen, das wenig über zweihundert Jahre dauerte. Das darauf gepropfte Reich des großen Mazedoniers zerfiel mit dem Tode seines Gründers. Das ungeheure, so viele verschiedene Kulturvölker umfassende Römerreich vermochte sich dreihundert Jahre ungeteilt zu erhalten. Nach der Teilung drängten sich in seinem Schoße kurzlebige Neugründungen, die zuerst das westliche und erst tausend Jahre später das östliche Teilreich vollständig vernichteten. Nach der kurzen Herrlichkeit des karolingischen Großreichs zersezte der Feudalismus die Teilreiche. In Deutschland feierte die Kleinstaaterei den Triumph höchster Lächerlichkeit erst zu einer Zeit, wo in Frankreich die Rückbildung längst vollendet und der Großstaat fertig war. In unsern Tagen haben Italien und Deutschland den westlichen Nachbar eingeholt und überholt. Irgend welche Zeichen, die auf eine nochmalige Rückbildung zur Kleinstaaterei hinwiesen, sind in den großen westeuropäischen Nationalstaaten zur Zeit nicht zu spüren, obwohl der Süden und der Norden Italiens, die räumlich so weit von einander getrennt sind, nicht zum besten harmoniren; überhaupt ist eine Wiederkehr des Miniaturstaatentums in der Zeit des Dampf-wagens, des elektrischen Telegraphen und der Gußstahlgeschütze nicht denkbar; Stätten wie die reußischen haben ihre anachronistische Fortdauer nur der zarten Gewissenhaftigkeit des bundestreuen Hohenzollernhauses zu verdanken. Dagegen ist der Zerfall des osmanischen Reiches in Kleinstaaten gewiß und schon halb beendet, und Rußland dürfte über kurz oder lang einem ähnlichen Schicksal verfallen. Jenseits des Ozeans hat sich das Kaisertum Brasilien

foeben in einen Staatenbund aufgelöst, dessen Glieder erst dann zur vollen Selbständigkeit heranreifen werden, wenn sich die Gegenden am obern und mittlern Amazonenstrom aus Forschungsgebieten in angebaute Provinzen verwandelt haben werden. Und auch in Nordamerika werden bei zunehmender Bevölkerung Interessengegensätze hervorkeimen, die schließlich zur Sprengung der großen Union führen. Der Umfang der Staaten ändert sich mit dem wechselnden Bedürfnis.

Was die Regierungsformen anlangt, so stehen wir Heutigen in deren Beurteilung der Hauptsache nach noch auf demselben Flecke wie Herodot, der seine Ansicht darüber den Stammfürsten der Perser in den Mund legt, die sich nach der Ermordung des falschen Smerdis über die dem Reiche zu gebende Regierungsform berieten. Jede Form hat ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Soviel hat die Erfahrung gelehrt, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß je nach der Größe des Staates, nach dem Temperament, der Kulturstufe und dem Reichtum des Volkes bald die eine, bald die andre Form besser paßt. Auch Traditionen und Gewohnheiten sind von entscheidendem Einfluß. Eine aristokratische Republik ist natürlich nicht möglich ohne eine Aristokratie, und wo diese vorhanden ist, da stellt sich jene, wenn auch vielleicht unter der Maske der konstitutionellen Monarchie verborgen, gewöhnlich von selber ein. In einem kleinen Hirten- und Bauernstaate, wie es die schweizerischen Urkantone und Appenzell-Innerrhoden sind, eine kaiserliche oder königliche Hofhaltung und eine bureaukratische Beamtenhierarchie einrichten zu wollen, wäre ein lächerlicher Gedanke. Dagegen kann in einem reichen Großstaate mit bedeutenden Vermögensunterschieden die demokratische Republik höchstens dem Namen nach bestehen; denn in Frankreich z. B. ist der jeweilig leitende Minister mit allen Zwangsmitteln der absoluten Monarchie ausgerüstet und unterscheidet sich von dem russischen Kaiser nur dadurch, daß er seine Kollegen, die Kammermehrheit und Herrn Rothschild bei guter Laune erhalten muß, wenn er am Ruder bleiben will. Der Präsident der Republik ist für gewöhnlich ein Statist, und seine einzige wichtige Amtsverrichtung besteht darin, daß er den Ministerwechseln die gesetzliche Weihe giebt. Der französische Staat ist also ein Kaisertum mit häufigem Regentenwechsel. Von Nordamerika hat Hegel seiner Zeit behauptet, es sei dort das Bedürfnis eines festen Zusammenhaltens noch gar nicht vorhanden, „denn — sagt er — ein wirklicher Staat und eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände daist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches Verhältnis eintritt, daß eine große Menge nicht mehr ihre Bedürfnisse auf gewohnte Weise befriedigen kann. Aber Amerika geht dieser Spannung noch nicht entgegen, denn es hat unaufhörlich den Ausweg der Kolonisation in hohem Grade offen, und es strömen beständig eine Menge Menschen in die Ebenen am Mississippi. Durch dieses Mittel ist die Hauptquelle der Unzufriedenheit geschwunden, und

das Fortbestehen des jetzigen bürgerlichen Zustandes wird verbürgt. Eine Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit europäischen Ländern ist daher unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluß der Bevölkerung trotz aller Auswanderungen nicht vorhanden: hätten die Wälder Germaniens noch existirt, so wäre freilich die französische Revolution nicht ins Leben getreten.“ Die Spannung ist mittlerweile eingetreten, und wir können es noch erleben, daß die wachsenden Proletariermassen der östlichen Städte einen General dinge, das Weiße Haus zu stürmen, die zum Teil spitzbübishe Interessenvertretung der gesetzgebenden Körperschaften aufzuheben und die Diktatur zu übernehmen.

Am vollständigsten gilt das Hegelsche Gesetz für wissenschaftliche und politische Parteien, weil sie stets nur eine einseitige Ansicht der Sache vertreten, die nicht auf das Ganze paßt, daher bei dem Versuche, das Ganze nach dieser Ansicht einzurichten, entweder sie selbst sich auflösen oder das Ganze zu Grunde geht; letzteres ist der Fall, wenn es einer durch Fanatismus übermächtig gewordenen Partei wie den französischen Jakobinern gelingt, die ausschließliche Herrschaft zu erlangen und jeden Widerstand zu vernichten. Zum Glück ist dies der Ausnahmefall; für gewöhnlich zerschellt die Partei, wenn sie sich über ihre beschränkte Berechtigung hinaus erstrecken oder behaupten will. Hegel stellt die Sache ein wenig anders dar: „Eine Partei bewährt sich erst dadurch als die siegende, daß sie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt sie das Prinzip, das sie bekämpft, an ihr selbst zu besitzen [sic], und hierdurch die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat.“ Ein Trost, den so manche Partei unsrer Zeit recht gut brauchen kann, besonders, wenn sie sich, wie die deutsche Opposition in Osterreich, durch den Zerfall in sechs oder sieben Parteien „siegreich“ erweist. Doch ist es eigentlich falsch, die Deutschen Osterreichs als eine Partei zu bezeichnen. Sie bilden eben eine Nationalität, innerhalb deren natürlicherweise verschiedene politische Ansichten herrschen, und die große Zersplitterung entsteht dadurch, daß die einen das nationale Interesse ihrer politischen Doktrin unterordnen, die andern es umgekehrt machen, wozu dann noch berufsständische Interessen als weitere zersetzende Elemente kommen. Das Reipolitische tritt übrigens heute so sehr in den Hintergrund, daß die politischen Parteibezeichnungen im deutschen Reiche z. B. keinen Menschen mehr über die berufsständischen oder Erwerbsinteressen täuschen, die sich hinter der durchsichtigen Maske verbergen. Nach der Beendigung des Kulturkampfes und dem Tode Windthorst's wird wohl auch das letzte vollends schwinden, was die Verwandlung der Parteien in reine Klassenvertretungen bisher noch aufgehalten hat: der konfessionelle Gegensatz in den Parlamenten. Der Gedanke des Sozialisten Marx, daß der Kapitalismus schließlich in den Kollektivismus umschlagen müsse, beruht ebenfalls auf dem Hegelschen Gesetze; aber die Völker werden hoffentlich verständig genug sein,

dem Kapitalismus den Fortschritt bis zu den äußersten Konsequenzen zu wehren.

Suchen wir den Unterschied unsrer Auffassung von dem gewöhnlichen Begriffe des Kulturfortschrittes durch ein Bild zu veranschaulichen. Die meisten stellen sich den Fortschritt wie eine Kriechpflanze vor, deren älterer und hinterer Teil jedesmal abstirbt, nachdem der jüngere und vordere Wurzeln geschlagen hat. Wir dagegen denken uns die Welt als eine ungeheure Rose, vergleichbar der mystischen Rose Dantes, die immer voller und voller erblüht, indem aus ihrem Schoße stets neue Blätter hervorquellen, ohne daß die alten abfallen. Freilich hinkt das Gleichnis auf mehreren Seiten, namentlich vermögen die ruhig neben einander stehenden und einander ähnlichen Blätter keine Vorstellung zu geben von der unermesslichen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen und von der Lebendigkeit, mit der durch immer neue Lösungen und Bindungen, Verschlingungen und Wechselwirkungen jene Erscheinungen erzeugt und wieder zerstört werden. Das Bleiben der Blätter bezieht sich einerseits auf den geistigen Gewinn, den jedes Geschlecht den Nachkommen hinterläßt, andererseits auf die Einzelgeister, die nach unserm Glauben als lebendige Träger jenes in der Kulturarbeit gewonnenen Gehaltes im Jenseits fortleben. Nach Dantes Darstellung, der ich beipflichte, führen sie dort ein doppeltes Leben, eines in ihrem Wirkungsbereiche — denn ein Leben ohne Wirken würde kein Leben sein — und ein zweites in Gott; wie auch Gott ein zweifaches Leben führt, in seiner eignen Dreipersönlichkeit und in den Geschöpfen. Aus diesem Kelch des ganzen Seelenreiches schäumt ihm — die Unendlichkeit; ihm, dem lebendigen, aus den lebendigen Seelen (denn Gott ist, wie Christus [Matth. 22, 32] sagt, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten) und demnach nicht jenem undenkbareren Geiste, den Hegel meint, und nicht aus Totenschädeln, den Resten eines ehemaligen Lebensprozesses. Der Schluß seiner „Phänomenologie des Geistes“ lautet nämlich: „Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thrones, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit.“ Da der „absolute Geist“ nach Hegel nur in den Einzelgeistern lebt, unter diesen Einzelgeistern aber bis auf Hegel nur einer dawar, der die Weltgeschichte begriffen hatte, nämlich er selbst, so würden alle frühern Geschlechter der Menschen nur zu dem Zwecke gearbeitet, gekämpft und gelitten haben, um ihm durch die hinterlassenen toten Denkmäler das Material für

sein eignes Geistesleben zu liefern, ihm aus ihren Schädeln den Thron zu bauen, auf dem er eine kurze Spanne Zeit über ein recht kleines Reich geherrscht hat.

Unsre Ansicht schließt alle Ideale ein, aber jeden Fanatismus aus; sie gestattet keinem Volke, keinem Staate, keiner Religion, keiner Geistesrichtung, sich für alleinberechtigt und zur Verdrängung aller übrigen berufen zu halten; sie führt jeden zu der bescheidenen Einsicht, daß er und seine Partei nur ein Glied des großen Ganzen und den Reichtum und die Schönheit dieses Ganzen zu vermehren berufen seien. Darum taugt diese unsre Ansicht nur für den sinnenden Beschauer, nicht für den Mann der That; denn die Thatkraft wird gelähmt, sobald der Thätige aufhört, seine Ansicht für die allein berechnete zu halten, von der das Heil der Welt oder wenigstens des Vaterlandes abhängt. Aber fast für jeden Mann der That kommt die Zeit, wo er die Grenzen seiner Macht inne wird, und dann mag er sich unsrer Ansicht zuwenden, die ihn vor pessimistischer Verzweiflung schützen wird.

Leichter dürfen sich die Männer der wissenschaftlichen Forschung mit unsrer Auffassung ausöhnen, da sie nun wohl einsehen werden, daß die Aufklärungszeit sich im Irrtum befand, wenn sie die Ausrottung des „Aberglaubens“ für das eigentliche Ziel der wissenschaftlichen Forschung hielt. Befördert doch das Dampfroß weit mehr Wallfahrer zur Jungfrau von Lourdes und zur „schwarzen Mutter Gottes“ von Czestochau, als Professoren zu Naturforscherversammlungen. Jenen ganz kindischen Aberglauben, der aus der Unbekanntschaft mit den Naturvorgängen entspringt, beseitigt die Wissenschaft allerdings, nicht aber jenen „Aberglauben,“ den seine Anhänger Religion nennen, und der in metaphysischen und Herzensbedürfnissen wurzelt. Auch in diesem Punkte zeigt sich uns wieder die scharfe Scheidung zwischen dem Bleibenden und dem Wechselnden im Kulturfortschritt. Was der Hauptsache nach unverändert bleibt, das ist das Herz mit seinem Bedürfnis. Nachdem diesem durch die ersten Fortschritte der Erkenntnisse seine Entfaltung möglich geworden ist, schreitet es überhaupt nicht mehr fort, sondern offenbart seinen poetischen, religiösen, sittlichen Inhalt nur den sich ändernden Verhältnissen gemäß in immer neuer Weise. Manche wollen nur der zwar veränderlichen, aber nicht fortschreitenden Herzenskultur den Namen „Kultur“ zugestehen, während sie das Fortschreitende die Zivilisation nennen. Dieses Fortschreitende ist Ansammlung von Kenntnissen, Übung und Macht. Wie der einzelne Mensch, so sammelt das Menschengeschlecht, je länger es lebt, desto mehr Erfahrungen; namentlich lernt es seine Wohnstätte, die Körperwelt kennen, immer genauer bis in alle Winkel hinein kennen, die Gaben der Erde und die Naturkräfte benützen und beherrschen. In der Gesamtheit dieser Erfahrungen und Fertigkeiten und der mit ihrer Hilfe gewonnenen oder erzeugten materiellen Güter besteht der Schatz, den jedes Geschlecht dem nächsten vermehrt hinterläßt, vermehrt hinterlassen soll, ohne ihm damit zugleich einen

höhern Grad von Glückseligkeit sichern zu können; sollte diese in der Zukunft eine Erhöhung erfahren, so würde sie wahrscheinlich der wiedergewonnenen Einsicht zu danken sein, daß die Alten Recht hatten, wenn sie das Glück nicht von einem zukünftigen Fortschritt erwarteten, sondern in der Zufriedenheit mit dem, was gegenwärtig erreichbar ist, in der aurea mediocritas suchten.

Aber wie sich einer auch die Weltgeschichte zurechtlegen mag, soviel scheint uns unzweifelhaft zu sein, daß keiner zu einem befriedigenden Ergebnis oder überhaupt zu einem Ergebnis gelangen kann, der jener drei Tugenden entbehrt, die die christliche Kirche als die göttlichen preist und als ihre von Gott verliehene Ausstattung für sich allein in Anspruch nimmt, während sie gern bekennt, daß ihre Glieder in den übrigen, den sogenannten sittlichen Tugenden von den Heiden nicht selten beschämt werden. Wie könnten wir einen Sinn in der Weltgeschichte finden, wenn wir nicht an eine in ihr waltende Vernunft glaubten, auf ihren befriedigenden Ausgang hofften und ihre Helden, die Menschen, liebten? Namentlich die Liebe ist unerläßlich. Denn um über die Menschen und ihr Thun und Treiben richtig urteilen zu können, muß man sie doch mindestens kennen. Die Liebe nun führt freilich oft genug irre, weil sie gern verschönert; aber Haß und Verachtung versperren die Pforten der Erkenntnis ganz und gar, weil der von ihnen Verblendete die Gehäßten und Verachteten keines Blickes würdigt.



## Das Buch des Dr. Karl Peters

Von Friedrich Ratzel



unter den großen Reisebeschreibungen unsrer Litteratur ist diese die persönlichste. \*) Wir haben eine Masse von persönlichen Reisebeschreibungen, aber sie sind in der Regel umso unbedeutender, je mehr sich ihre Verfasser in den Vordergrund drängen. Bei ernstern und gründlichern Naturen ist es immer mehr Sitte geworden, ganz zurückzutreten; man denke an Barth, an Nachtigal, die hinter ihren Schilderungen oft so verschwinden, daß man das Blutleere, Kühle der-

\*) Die deutsche Emin=Pascha=Expedition von Dr. Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfassers nach Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München und Leipzig, Rudolf A. Oldenbourg, 1891.